

Der Geburtstag des Augustinus

Von HUGO RAHNER S.J.

Vor eintausend und sechshundert Jahren ist der Genius des christlichen Abendlandes geboren worden. „Die Iden des November sind mein Geburtstag“, schreibt er später einmal,¹ und man zählt das Jahr 354. In der ländlichen Behaglichkeit von Tagaste in Numidien wußte man in diesem Jahre noch nichts von den Goten und Vandalen, die sich in ihrer ungestümen Kraft an den Ostgrenzen des Imperiums in Pannonien stauten. Alles schien sicher und geborgen unter der wiedergeeinten Kaiserherrschaft des Constantius; von Trier bis Tagaste, von Arles bis Alexandria dehnte sich das Reich, auf das man stolz war. Nicht einmal der dogmatische Kriegszug des Kaisers Constantius zugunsten der Lehre des Arius mag die Christen in Numidien sonderlich erregt haben. Der eben geborene Sohn des Patricius und der Monnika lebte in dem seligen Unbewußtsein, über das er später seine grübelnden Gedanken anstellte: „Damals wußte ich nur zu saugen und mich wohligh zufrieden zu geben im Behagen, oder zu weinen bei leiblicher Unlust, das war alles.“²

Als dieses Menschenleben, das sich da dem Schoß der Monnika entrungen hatte, nach mehr denn siebzig Jahren im Verlöschen lag, war alles anders geworden. Auch das Imperium lag auf dem Sterbebett. Das Leben des Augustinus ist wie ein Kurzbegriff dieser politischen Tragödie des Reichszerfalls. Im gleichen Jahr, da Augustinus nach sündiger Jugend und glühender Kehr zu Christus und seiner Kirche Bischof wird, teilt Kaiser Theodosius das Imperium in die klaffenden Hälften, die nie wieder zusammenwachsen konnten, bis heute. Und als die ewige Roma unter dem Ansturm der Germanen fällt, beginnt des heiligen Bischofs dunkel lodernder Geist zu sinnen und zu bohren über die schreckensvolle Frage: Woran sterben Völker? Warum liegt das Imperium des Abendlandes in der Agonie? Und er setzt den Schreibgriffel an zu den ersten Seiten seines in unendlichen Windungen verlaufenden Werkes vom „Gottesstaat“. Erst vier Jahre vor seinem Tod ist das Buch vollendet. Und dann, im August des Jahres 430, vollzieht sich das quälend Geahnte: Germanische Vandalen, die damals im Jahre seiner Geburt noch ungekannt in Pannonien gesiedelt hatten, stehen nach einem unaufhaltsamen Zug durchs ganze Abendland vor den Mauern des afrikanischen Hippo Regius, und das Waffengeklirr der Belagerer tönt in die Gebete für den sterbenden Bischof Augustinus. Sein brechendes Auge konnte

¹ De beata vita c. 6.

² Confessiones I, 6 (Deutsche Übertragung von H. Schiel, Freiburg 1950, S. 6).

nur noch irdischen Zerfall sehen und politischen Untergang, und darum brach sein Herz im Entzücken der Erwartung eines seligen Gottesstaates, in dem nur noch Friede sein wird und Gerechtigkeit. Aber dieser Tod ist sein wahrer Geburtstag gewesen. Er konnte nicht wissen, daß er auf den Papyrusrollen seines Gottesstaates, die man ehrfürchtig der Zerstörung entriß, den germanischen Völkern die heilende und staatsbauende Lehre hinterlassen hat, aus der ein neues Abendland geformt wurde. Er konnte nicht ahnen, daß man schon nach vier Jahrhunderten von Karl, dem neuen Kaiser des Abendlandes, schreiben wird: „Er ergötzte sich an den Büchern des heiligen Augustinus, besonders an jenen, die ‚Gottesstaat‘ genannt werden.“³ Dieses neue Abendland ist aus augustinischen Quadern erbaut worden. Und seine Zerstörung begann genau dort, wo man zu wännen anhub — obwohl Gott Mensch geworden ist —, man könne die Staatsordnung und die Weltgestaltung auch bauen ohne die Ecksteine Gottes, von denen Sankt Augustinus geschrieben hat.

Grübeln wir darum mit Augustinus: Woran sterben Völker? Warum liegt Europa wieder in der Agonie? Was ist das Wesen der abendländischen Verwesung? Unsere heutige Lage ist ja dem Lebensgang des Augustinus vergleichbar, an uns selbst hat sich alles abgespielt: diese schreckliche Wandlung aus der selig saugenden Geborgenheit der abendländischen Kinderzeit zu dem bitteren Verlöschen im tödlichen Zusammenbruch aller Sicherheiten. Das Abendland ist ein neues Hippo Regius geworden, und vor seinen Mauern stehen Völker, von deren Aufbruch im Osten wir vor siebzig Jahren nichts ahnen konnten. Lebt in diesem Totengemach des Augustinus noch etwas von seinem Geist? Liest ein Staatsmann des Abendlandes noch im „Gottesstaat“, und werden die Völker, die uns beerben werden, aus den von uns behüteten Papyrusrollen christlicher Kultur eine neue Staatswelt aufbauen können? Der unaufhaltsame Donnergang der Geschichte zwingt uns, unsere eigene Geschichte ganz neu zu sehen und sie auf jene Grundkräfte zurückzuführen, die uns der Genius des Augustinus zu erfüllen gelehrt hat. Hans Eibl hat das in der Einleitung zu seinem Augustinusbuch also gekennzeichnet: „Vor fünfzig Jahren glaubten wir guten Europäer, den Staaten, in denen wir lebten, obliege es, ihren Bürgern ein gesichertes Dasein zu gewähren. Heute wissen wir, daß wir in und zwischen Reichen, zusammengeballten Riesenkörpern, leben, die bestimmte, leider verschiedene Werte verwirklichen wollen und durch die innere Dialektik ihrer Ideengebäude getrieben werden, mit den Ansprüchen der Universalität nach außen und der Totalität nach innen aufzutreten. Wir wissen, daß jeder Mensch heute von totaler Vernichtung bedroht ist, die ihrerseits die Tendenz hat, universal zu werden. Wir wissen aber auch, daß dies aus metaphysischen Gründen nicht möglich ist. Diese Lage zwingt uns, die Geschichte neu zu sehen. Sie ist größer, erhabener, grauenhafter, schöner und

³ Leben Karls des Großen von *Einhard* c. 24. Vgl. dazu *H. Scholz*, Glaube und Unglaube in der Weltgeschichte. Ein Kommentar zu Augustins *Civitas Dei*, Leipzig 1911, S. 4.

aussichtsreicher, als sie im sinnlosen Einerlei und verlogenen Behagen einer nicht im besten Sinne bürgerlichen Gesellschaft erschien und erscheint.“⁴ Mit augustinisch zugespitzter Wendung können wir darum sagen: Ein Staatswesen, das nicht Staat Gottes sein will, wird notwendig zum Staatsgötzen. Staat Gottes aber ist ein Staat, in dem sich Herrschende und Untertanen gleicherweise der einen und einenden Gewalt des in Gott gegründeten Rechts verpflichtet fühlen und in ihm gesichert sind.

Um diese fundamentale Wahrheit, die von einer sublimen Naivität zu sein scheint, in ihrer das unsterbliche Abendland bildenden Gewalt zu erfassen, müssen wir mit Augustinus zuerst in die Schule Platons gehen und der reifen Altersweisheit seiner „Gesetze“ lauschen. Denn das Abendland hat begonnen, als Platon dieses Buch schrieb, und es ist gestorben, als man dafür kein Verständnis mehr aufbrachte. „Hat man nicht dem Griechen Platon die Palme zu reichen, der das Ideal eines Staatswesens im Geiste entwarf?“ schreibt Augustinus im Gottesstaat.⁵ Denn schon Platon nennt seinen Staat, wenn in ihm als höchstes Gesetz das Recht des Göttlichen anerkannt wird, einen „Staat Gottes“: „Wäre alles so, wie es sein sollte, so würde der Staat seinen Namen von dem erhalten, dem in Wirklichkeit die Herrengewalt zukommt über Menschen, die im vollen Besitz der Vernunft sind, nämlich von Gott.“⁶ Sobald es aber an die schwere Aufgabe geht, diesen Idealstaat inmitten der irdischen Politik zu verwirklichen, weiß der greise Platon um die Tragödien der geschichtlichen Verläufe; denn er hat selbst alle Tiefen des Politischen ausgemessen und ausgelitten. Er weiß, daß auch der Staat, ebenso wie der einzelne Mensch, hineingespannt ist in den „unsterblichen Kampf“⁷ zwischen Gott und dem Bösen, zwischen Sophrosyne und Hybris, zwischen dienender Ichvergessenheit und selbstvergötternder Ichsucht. „Platon hat längst vor Augustinus gesehen, daß Selbstsucht die Naturform der Weltwesen ist, die alles höhere Streben hemmt und alle edleren Kräfte tötet. Er hat sie in seiner eindringlichen Sprache als den Erbfehler und das Verderben der Menschheit geschildert und in der Hingebung an das Gute und Rechte die Kräfte des Aufschwungs zum Besseren gepriesen. Menschliches Wesen wird erst da, wo der Mensch sich entschließt, das Rechte zu lieben und auf die Naturform des Ich zu verzichten.“⁸

Diese Grundgesetzlichkeit wird immer von neuem offenbar mit einer fast grausamen Untäuschbarkeit am geschichtlichen Werden und Zerfallen der Staaten. Die Tendenz zur Staatsvergötzung (in der immer schon der Untergang sich vorbereitet) ist jene kollektive Ichsucht, die sich in der Leugnung der Abhängigkeit vom göttlichen Gesetz kundgibt, ganz gleich,

⁴ H. Eibl, Augustinus. Vom Götterreich zum Gottesstaat, Olten-Freiburg 1951, S. 9.

⁵ Civitas Dei II, 14. — Man lese die Texte aus dem Gottesstaat in der schönen Übertragung, die das Werk von C. J. Perl, Salzburg 1951, in bisher zwei Bänden gefunden hat.

⁶ Gesetze 713 A.

⁷ Gesetze 906 A. — Scholz a. a. O. S. 73 f.

⁸ Scholz S. 72.

ob solche Leugnung atheistisch kämpferisch oder human verummumt ist. „Denn dem Staate, in dem das Gesetz abhängig ist von der Macht des Herrschers und nicht selbst Herr ist, dem sage ich kühn sein Ende voraus. Demjenigen dagegen, in dem das Gesetz Herr ist auch über die Herrschenden und die Obrigkeiten den Gesetzen untertänig sind, dem sehe ich im Geiste Heil beschieden und alles Gute, was die Götter für Staaten bereit halten.“⁹ Welch ein prophetisches Wort aus der Urzeit der abendländischen Kultur!

Schon hier, in dieser fast beängstigend klaren Durchleuchtung aller geschichtlichen und politischen Vorgänge, zeichnen sich die beiden Gewalten ab, aus denen sich nach Augustinus die Staaten bilden und zersetzen. Gottesstaat oder Staatsvergötzung: es gibt schon für Platon kein bloß humanes Niemandsland zwischen diesen beiden Strebungen. Und wenn er den griechischen Menschen anleiten will, dieses im Bilde des Mythos von den goldenen Zeiten des Kronos geschaute Staatsideal nun in tapferer Ichvergessenheit auf Erden politisch zu verwirklichen, so weiß er, daß sich der unsterbliche Kampf zwischen Gott und dem dämonischen Ich auch im Politischen abspielt. Zum Gottesstaat kann ein irdisch-politisches Gebilde nur werden, wenn ihm jene Männer vorstehen, die ihre Größe in der dienenden Anerkennung des göttlichen Gesetzes sehen. „Kein Staat, der nicht Gott, sondern nur einen Sterblichen zum Herrscher hat, wird jemals Erlösung finden von Unheil und Elend. Wir aber dürfen nichts unversucht lassen, um das Leben nachzuahmen, das unter Kronos geherrscht haben soll, und müssen das, was von unsterblichem Wesen in uns ist, zum Führer machen für unser öffentliches Leben und für die Errichtung von Staaten. Wenn aber ein einzelner Mensch oder eine Oligarchie oder eine Demokratie, dem innerlichen Zuge von Lust und Begierde sich hingebend und immer auf Befriedigung derselben bedacht und dabei doch niemals mit dem Erreichten zufrieden, sondern geschlagen mit einem Leiden ohne Ende und ohne Sättigung — wenn also eine Herrschaft solcher Art über einen Staat kommt und die Gesetze mit Füßen getreten werden: dann gibt es keine Möglichkeit der Rettung.“¹⁰

In diesem wundervollen Satz, den man in den politischen Zentren der zwei zusammengeballten Riesenkörper, die unser Hippo Regius umlagern, hinausschreien möchte, gipfeln die Ahnungen des alt und weise gewordenen Platon. Kleinias hat ihm damals geantwortet: „Ja, beim Zeus, mein Freund, du hast ein scharfes Auge für diese Dinge, wie es deinen Jahren entspricht.“ Und Platon läßt es den Athener bestätigen: „Ja. Denn in jungen Jahren ist bei allen Menschen für dergleichen Dinge der Blick am wenigsten geschärft, im Alter dagegen am meisten.“¹¹

Was so in der selig unbewußten Geburtsstunde des Abendlands der greise Platon gehaut hat, hat der alternde Augustinus in der Erleuchtung des

⁹ Gesetze 715 C.

¹⁰ Gesetze 713—14.

¹¹ Gesetze 714 C.

menschgewordenen Logos schärfer geschaut und dem in der Begegnung von Platon und Christus neuzugebärenden Abendland vermacht. Er weiß es jetzt christlich, aus dem zeitlebens durchdachten und in unsäglichem Schmerzen erfahrenen Geheimnis von der Erbsünde, daß auch der Staat, den sich Menschen bauen, im „unsterblichen Kampf“ steht zwischen Gott und dem Widersacher Gottes, also zwischen den beiden ungeheuren Kräften von Liebe, den zwei unsichtbar jenseitigen Gewalten, die aber (weil sie aus dem Unsichtbaren herüberwirken) immerdar nach einer geschichtlich konkreten Verwirklichung in dieser politischen Erdenzeit drängen. Auch der Staat steht zwischen Sophrosyne und Hybris, nun aber in augustinischer Diktion, die vom Christlichen durchleuchtet ist, zwischen iustitia und superbia, zwischen Anerkenntnis Gottes und widergöttlicher Ichvergötzung. Diese beiden Gewalten des Jenseits nennt er „Gottesstaat“ und „Erdenstaat“. Dazwischen gibt es kein politisches Niemandsland. Denn Gott ist Mensch geworden, um das Irdische dem Erdhaften zu entreißen. Auch das Politische, auch den Staat. Gottes Menschwerdung ist gleichsam das geschichtliche Ingredienz geworden, das alle politischen Prozesse dieser Weltgeschichte zum Schäumen bringt und zur Scheidung. Seitdem ist es handgreiflich: wo immer ein Staat nicht das offenbar gewordene Gesetz, das in Gottes Menschwerdung greifbar geworden ist, anerkennt, wird er zum diabolischen Staatsgötzen.

So heißt es denn an einer der erlauchtsten Stellen des Gottesstaates: „Zwei Liebesgewalten haben die beiden Staaten gegründet: den Erdenstaat die Selbstliebe, die da geht bis zur Verachtung Gottes; den Himmelsstaat die Liebe zu Gott, die da geht bis zur Verachtung des Ich. Der eine sucht Ruhm bei den Menschen, dem anderen ist der höchste Ruhm Gott, der Zeuge des Gewissens. Jenen beherrscht in seinen Regierenden die Herrschsucht, zu regieren über unterjochte Völker; in diesem dienen beide einander in Liebe, die Regierenden in der Sorge für die Völker, die Völker aber durch Gehorsam.“¹² Nicht als ob Augustinus den Staat aufs Ganze mit dem teuflischen Erdenstaat gleichstellte oder gar die Kirche, die Christus gegründet und ihrem irdisch-politischen Geschick überantwortet hat, mit dem schon vollendeten Gottesstaat. Seine zwei Staaten, die aus den zwei Liebesgewalten heraus auf Erden konkret zu werden suchen, gehen gleichsam quer durch den Erdenstaat und die noch pilgernde Kirche hindurch: also, daß auch der Versuch einer idealen Staatsgestaltung (und das eben nennen wir Politik) teilhaben muß an der Verwirklichung des Gottesstaates auf Erden. Allein, Augustinus wußte auch aus dem weisen Pessimismus der historischen Weltbetrachtung, daß es kein Feld gibt, auf dem sich die teuflische Ichvergötzung so folgenschwer konkretisiert wie in der Tendenz des Staatlichen zu seiner eigenen Vergötzung in der Macht und der Verkehrung des Rechts zum Dienst an der Gewalt. Hier wurzelt seine Staatskritik, die in dem berühmten Satz aus dem vierten Buch des Gottesstaates gipfelt: „Was sind letztlich Staaten ohne Gerechtigkeit anders als große Räuberbanden? . . . Und darum

¹² Civitas Dei XIV, 28.

war auch fein und wahr die Antwort, die ein ertappter Seeräuber dem großen Alexander gab. Der König fragte, wie er denn dazu käme, das Meer unsicher zu machen. Da sagte der Mann in seinem freimütigen Stolz: „Machst du es mit dem Erdkreis anders? Ich freilich mit meinem winzigen Schiff werde Seeräuber genannt, dich aber, da du eine große Flotte hast, nennen sie den siegreichen Feldherrn!“¹³ Ohne Recht also kein Staat, Recht aber setzt Gerechtigkeit voraus, das heißt Bindung an die glaubend und wirksam anerkannte Quelle alles Rechts, an Gott und seine aufs Staatliche innerlich angelegte Schöpfung des geistbegabten Menschenwesens. Dies eben ist die unermüdlich ausgesprochene Grundlehre des Augustinus vom Wesen des Staates. Mit diesen Sätzen hat er die „Gesetze“ Platons getauft. Völker sterben mit der ehernen Notwendigkeit des Geschichtsgerichtes daran, daß sie im genau gleichen Ausmaß der Staatsvergötzung anheimfallen, in dem sie aufhören, Gottesstaat zu sein oder werden zu wollen. Immer ist Gewalt das böse Ende. „Ohne Gerechtigkeit kann ein Staatswesen nicht geführt werden. Wo also keine wahre Gerechtigkeit ist, kann auch kein Recht sein. Denn was nach Recht geschieht, das geschieht doch gerecht; was aber ungerecht geschieht, kann nicht nach Recht geschehen. Denn als Recht kann man nicht irgendwelche schlechte Bestimmung im Menschen gelten lassen und bezeichnen, da ja Recht nur sein soll, was aus dem Quell der Gerechtigkeit geflossen ist. Und darum ist es falsch, was gewisse Leute zu sagen pflegen, die kein Gefühl mehr besitzen für Recht: das nämlich sei Recht, was dem von Nutzen ist, der der Stärkere ist.“¹⁴

In diesem Satz gipfelt die politische Altersweisheit des Augustinus. Als diese Worte geschrieben wurden, feierte das neue Abendland seinen Geburtstag. Und wiederum möchte man dieses Prophetenwort aus der Sterbekammer des Bischofs von Hippo Regius hinunterschreiben zu den Heeren, die uns heute umlagern, ins Gesicht der Männer der heutigen Weltgestaltung der zwei zusammengeballten Riesenkörper: den einen, die da in großartiger Hybris wännen, den glückbringenden Staat auf Erden bauen zu können ohne Gott und seinen in der Kirche geschichtsmächtig gewordenen Christus; den anderen, die freundlich und human darüber abstimmen, ob der Name Gottes noch auf die atlantischen Urkunden passe. Abendland ist Gottesstaat oder es ist überhaupt nicht mehr. So lange seine Herrscher dem augustinischen Ideal treu blieben, indem sie auch die politischen Sünden (die immer waren und sein werden) an diesem Ideal maßen und als Sünde anerkannten, so lange war und ist noch Abendland, das zu verteidigen aller Opfer wert ist. Karl der Große und Heinrich, der die salische Herrlichkeit schuf, haben den Fürstenspiegel gelesen, den Augustinus im fünften Buch des Gottesstaates in unvergänglichen Sätzen geschrieben hat, „und in diesem Bilde des christlichen Fürsten, in das sich ein Karl und ein Heinrich und ein Ludwig der Heilige vertieften, erscheint der weltliche Staat auf seiner

¹³ Civitas Dei IV, 4.

¹⁴ Civitas Dei XIX, 21.

Höhe, durchwohnt und durchleuchtet von dem Geiste des Gottesstaates“.¹⁵ Die Staatslenker werden ein glückliches Volk regieren, heißt es da, „wenn sie ihre Macht in den Dienst der Majestät Gottes stellen, um die Gottesverehrung weithin auszubreiten; wenn sie Gott lieben, fürchten und verehren; wenn sie ihre Strafgewalt nicht mißbrauchen zur Befriedung haßerfüllter Gesinnung, sondern da anwenden, wo es die geordnete Leitung und Sicherheit des Staates erfordert; wenn sie es als etwas Höheres erachten, ihre eigenen verkehrten Neigungen lieber zu beherrschen als noch so viele Völker — und wenn sie dies alles tun aus Liebe zur ewigdauernden Seligkeit und nicht aus Gier nach eitlen Erdenruhm: solche Herrschende nenne ich glücklich, einstweilen durch die Hoffnung, bis sie es wirklich sein werden, wenn die Erfüllung unserer Erwartung gekommen ist“.¹⁶

Irdische Politik ist also, wie das Schlußwort des Fürstenspiegels sagt, immer Hoffnung ohne irdische Erfüllung. Und hier kommen wir zum tief-sinnigsten Kapitel aus der politischen Theologie des Augustinus und zu seinem tröstlichsten Wort. Nie wird es auf Erden gelingen, die beiden Staaten miteinander zu versöhnen. Denn die Politik des Christen liegt in den Himmeln. Wie also? Ist alles, was wir gesagt haben, im besten Falle abendländische Romantik, die da ihr Schäferspiel aufführt mitten zwischen den grausamen Fronten unseres Atomzeitalters? Sollen wir uns nicht lieber einem nüchternen Pessimismus hingeben, der das verbrannte Niemandsland dem offenbar doch klügeren, jedenfalls immer mächtigeren Erdenstaat überläßt? Ist das Abendland nicht schon Nachtland geworden, und wer könnte den Zeiger der Geschichte zurückdrehen? Oder ist der Sterbetag Europas vielleicht doch der Geburtstag einer neuen Zeit? Wir wissen es nicht. Wir können nur betend ausharren in der Totenkammer des Augustinus, wie einst seine Freunde in Hippo Regius, harrend und gewärtig des Sturmes.

Aber da steht auf dem letzten Blatt der Papyrusrolle des Gottesstaates jenes süße Wort, in dessen Licht dem sterbenden Augustinus das Herz brach, und wer es liest, weiß als Christ, daß ihm, mitten im Nachtland der diesseitigen Politik und mitten in der Enttäuschung ob der immer mißglückten Gestaltung eines irdischen Gottesstaates, die Tröstung bleibt und die End-erwartung jenes Gottesstaates, der da am Kommen ist — unaufhaltsamer als die unaufhaltsamste Erdengeschichte. Lies es, du Mensch des sterbenden Abendlandes: „Kommen wird der Sabbat, dessen Ende nicht mehr Abend ist, sondern der ewige achte Tag des Herrn, der durch Christi Auferstehung geheiligt ist und das Ruhen nicht nur des Geistes, sondern auch des Leibes vorausbildet. Da werden wir feiern und schauen, schauen und lieben, lieben und preisen. Ja, wahrhaftig, so wird es sein am Ende ohne Ende. Denn eben das ist unser Endziel: zu gelangen zu einem königlichen Staat, dem kein Ziel mehr gesetzt ist durch ein Ende.“¹⁷ Wenn das christliche Abend-

¹⁵ O. Willmann, *Geschichte des Idealismus* II (1907) S. 321.

¹⁶ *Civitas Dei* V, 24.

¹⁷ *Civitas Dei* XXII, 30.

land diese Hoffnung lebendig erhält, wird es noch im Sterben zum Mutter-schoß einer neuen Geburt. Dann ist Todestag Geburtstag. Nur dann. Dann werden die neuen Völker ehrfürchtig die Reliquien des Augustinus hinaus-tragen aus unserer Totenkammer, und die Buchrolle des Gottesstaates wird dabei sein. Denn alle Geschichte ist des Herrn, seitdem er vor den Toren des Abendlandes abstieg in unser Fleisch.

Augustinus hat selbst einmal über seinen Geburtstag den tiefsinnigen Satz geschrieben, und mit ihm beschließen wir diese abendländische Tröstung: „Siehe, meine Kindheit ist längst tot, aber ich lebe! Denn du, Herr, lebst ewig, und nichts stirbt in dir. Vor dem Urbeginn der Ewigkeiten warst du, und vor allem, was überhaupt ‚vorher‘ genannt werden kann, bist du, und bist Gott und bist aller Dinge Herr, und aller veränderlichen Dinge unveränderliche Ursprünge ruhen in dir!“¹⁸

Flucht aus der Geschichte?

Von G. FRIEDRICH KLENK S. J.

„Von der Vernunft getrieben, die ein gewaltiger Wind ist — spiritus, Geist, heißt ja Wind —, ist der Mensch verdammt fortzuschreiten, und das bedeutet, daß er verdammt ist, sich immer weiter von der Natur zu entfernen...“ So sagt José Ortega y Gasset in seinem Buche „Meditationen über die Jagd“.¹

In der Jagd, „der Lieblingsbeschäftigung aristokratischer Menschen“ befreien sich auch heute noch einige wenige Glückliche aus dieser Verdammnis und gehen wieder in die ursprüngliche Wildnis des Daseins ein, wo das vernunftbegabte Lebewesen noch mehr dem animalischen Leben als der „Vernunft“ ergeben und ein Stück Natur war. Der Jäger auf dem Anstand in der Morgenfrühe verschmilzt mit seiner Umwelt: „Das plötzliche Aufgehen in der Landschaft hat ihn schwerfällig gemacht und wie ausgelöscht. Er fühlt sich als Pflanze, als botanisches Wesen, und gibt sich dem hin, was beim Tier fast vegetativ ist: dem Atmen. Aber da, da kommt die Meute..., und schon ist der ganze Horizont von einer seltsamen Elektrizität geladen, er wird beweglich, er dehnt sich elastisch aus. Plötzlich strömt das orgiastische, dionysische Element herein, das auf dem Grunde eines jeden Jagens flutet und kocht. Dionysos ist der jagende Gott: ‚ein kluger Jäger‘ — kynetgas sophós — nennt ihn Euripides in den Bacchantinnen. ‚Ja, ja‘, antwortet der Chor, ‚der Gott ist Jäger‘. Und das All erzittert.“²

„Der Mensch ist ein Überläufer der Natur. Er ist der Natur entflohen und hat angefangen, Geschichte zu machen, das heißt sich zu bemühen, das Ein-

¹⁸ Confessiones I, 6 (Schiel S. 7).

¹ Stuttgart 1953, Gustav Kilpper Verlag, S. 78.

² a. a. O. S. 86.